

«Brückenschlag zwischen Behinderung und Bühne»

Symposium, 5. Juni 2007, Kultur- und Begegnungszentrum Union, Basel,

Referat Peter Ratke: «Seht her, ich bin's!» – Theaterarbeit und Behinderung. Eine Selbstreflexion

Warum gehe ich auf die Bühne?

Seit 1981 spiele ich professionell Theater, erst an Privatbühnen, später an den renommiertesten Häusern des deutschsprachigen Raums. Im Hauptberuf bin ich in der Behindertenarbeit beschäftigt. Doch meine innerste Befriedigung erfahre ich auf den Brettern, die die Welt bedeuten. „Warum gehen Sie auf die Bühne?“ Immer wieder wird mir, der ich als Rollstuhlfahrer schwer körperbehindert bin, diese Frage gestellt. „Warum gehe ich auf die Bühne?“ Häufiger noch als Außenstehende stelle ich sie mir selbst. Ist es die Herausforderung, unbetretenes Land zu betreten? „Niemand, der ein Fehl an sich hat, soll sich mir nahen, kein Blinder und kein Lahmer...“, so heißt es hinsichtlich der Berufung zum Priesteramt im 3. Buch Moses 21, 18. Ich erinnere mich an einen Freund, katholischer Priester, der zwei verküppelte Arme hatte. Jahrelang musste er um seine Anerkennung als ordentlicher Geistlicher ringen. Schließlich wurde ihm eine Ausnahmegenehmigung erteilt. Sie enthielt die Auflage, beim Opfer der Eucharistie seine Armstummel hinter Prothesen zu verstecken. Auch Frauen spielten in der Kirche bis vor Kurzem nur eine untergeordnete Rolle. Die Wurzeln des Theaters liegen im Kultischen, im Sakralen. Die ersten Dramen wurden in der Antike zu Ehren des Gottes Dionysos aufgeführt. Auf der Orchestra mit Maske, Kostüm und Kothurn zu agieren, war eine Form von Gottesdienst. Die Verbindung zum Religiösen löste sich in der Folgezeit zwar auf, doch die Nachwirkungen waren noch lange zu spüren. Wer zum Priesteramt nicht taugte, für den war auch das Theater tabu. Bis ins 18. Jahrhundert hinein waren Frauen auf der Bühne als Protagonisten weiblicher Charaktere unvorstellbar. Männer übernahmen ihre Rolle. In ähnlicher Weise war bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts Menschen mit dunkler Hautfarbe der Zugang zur Bühne verwehrt. In den Minstrel Shows der Neuen Welt stellten Weiße, Gesicht und Hände schwarz gefärbt, das Leben von Schwarzen aus ihrer Perspektive dar. Noch in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts erregte das Auftreten der farbigen Sopranistin Grace Bumbry in den Opernhäusern von Paris und Bayreuth die Gemüter. Und Menschen mit einer Behinderung...? Als Rollen, von Nichtbehinderten „gedoubelt“, waren sie nach der Poetik der Alten in Komödien und Lustspielen höchstens zum Verlachen erlaubt. Als authentische Darsteller ihrer eigenen Probleme oder dichterischer Visionen kamen sie überhaupt nicht in Frage. Als ich das erste Mal in einer Hauptrolle an den Münchner Kammerspielen auftrat, schrieb der Kritiker Gerhard Stadelmaier in der Stuttgarter Zeitung: „Das Theater darf viel; das darf es nicht“, und ein Kollege ergänzte: „Ein interessantes Experiment, aber es sollte auf keinen Fall wiederholt werden“. Sogar meine Frau, die mich sonst in all meinen Unternehmungen unterstützt, schüttelte verständnislos den Kopf und meinte: „Das hast du doch alles überhaupt nicht nötig.“

Das Theater als Interaktion

Nach fünfzehn Jahren kontinuierlicher Theaterarbeit habe ich mir meinen Platz auf der Bühne erkämpft. Aber bis heute bin ich noch immer die Ausnahme von der Regel. Warum spiele ich auf dem Theater? Im Mittelalter hielten sich die Fürsten Zwerge und Narren an ihren Höfen. Sie machten Scherze, durften in bestimmten, vorgegebenen Grenzen Wahrheiten sagen, waren das sichtbar gewordene Gewissen des Herrschers. Erfülle vielleicht auch ich diese Narrenrolle? Wenn ich auf der Bühne stehe, verkörpere ich für den Zuschauer das, was er im täglichen Leben nicht sehen will, was ihm dennoch notwendig und heilsam ist. Auf der Straße ziehen Eltern ihre Kinder vor mir weg: „Da schaut man nicht hin; das tut man nicht!“ Theater ist der Ort des Schauens. Dafür hat man gezahlt. Ich bin die Medizin, die so bitter zu schlucken ist, aber die man braucht, wenn man überleben will. „Geben

Sie zu, Sie haben doch Spaß daran zu provozieren.“ Spaß wäre der falsche Ausdruck. Zugegeben, ich möchte provozieren, aber im positiven, im konstruktiven Sinn. Es geht nicht um oberflächliches Bürgerschokkieren. Provozieren, pro-vocare - das lateinische Wort bedeutet „hervorrufen“, aber was? Ich glaube noch an die läuternde Wirkung des Theaters, an seine aufrüttelnde Funktion. Neue Einsichten können nur entstehen, wenn zuvor Altes aufgebrochen wird. Inszenierungen, in denen ich mitwirke, lassen den Zuschauer in der Regel nicht unberührt. Er muss sich eine Meinung bilden, Stellung beziehen, die den Rahmen des reinen Theaters sprengt. Nicht selten höre ich nach Vorstellungen von Theaterbesuchern Bemerkungen wie diese: „Ich habe mich vor diesem Abend gefürchtet; jetzt bin ich froh, dass ich Sie gesehen habe.“ Unbeabsichtigt werde ich zum Katalysator, der dem Theater jene Kraft zurückgibt, die es einst auszeichnete. Doch was hat dies mit mir zu tun? Sind das wirklich meine persönlichen Gründe Theater zu spielen?

Theater und Therapie

„Das Theater erlaubt Ihnen, in Rollen zu schlüpfen, die Sie im realen Leben niemals einnehmen könnten.“ Da ist sie wieder, die Idee der Kompensation, die hinter den meisten fremden Erklärungsversuchen meiner Theaterarbeit steckt. Ich habe nichts zu kompensieren, zumindest nicht im herkömmlich therapeutischen Sinn. Ich fühle mich wohl in meiner Haut, auch wenn dies für viele Außenstehende unbegreiflich erscheint. Ich will überhaupt nicht jemand anderes sein als der, der ich bin. Im Gegenteil: in allen Rollen, die ich verkörpere, suche ich einen Teil von mir selbst. „Theater ist Therapie.“ Muss es nicht so wirken, wenn sich ein behinderter Mensch auf die Bühne wagt? Einen Augenblick nehme ich die Hypothese ernst. Ich möchte herausfinden, wie viel Wahrheit hinter dieser Auffassung steckt. Es stimmt, Theater ist auch Therapie, aber für mich nicht mehr als für jeden nichtbehinderten Kollegen. In aller kreativen Betätigung findet sich ein Quäntchen Therapie. Doch nicht jede Therapie bedeutet Kreativität, Kunst, Kultur. Ich schüttele den Kopf, und ich tue es mit gutem Gewissen: Therapie ist mein Agieren nicht – oder wenn, dann höchstens als Nebenwirkung. Vielleicht gibt die Bühne mir aber auch eine Geborgenheit, wie ich sie sonst an keinem andern Ort der Welt finde. Nirgends wird Integration konsequenter durchgeführt als in einem Theaterensemble. Nicht, weil Künstler noch immer zu den Außenseitern der Gesellschaft gehören, zu den Aussteigern, zu den Borderlinern, so wie dies auch für behinderte Menschen gilt. Dies allein bräuchte noch nicht Zusammengehörigkeit bedeuten. Auch die Tatsache, dass viele Schauspieler auf ihre eigene Art behindert sind, belastet mit Problemen des Alkoholismus, der Vereinsamung, der Depressionen, schafft keine Gemeinsamkeit. Integration erwächst vielmehr aus der verbindenden Aufgabe, ein Projekt zu realisieren, bei dem jeder auf jeden angewiesen ist. Unabhängig von der Größe einer Rolle, ungeachtet des Geschlechtes, des Alters oder der Eigenart eines Schauspielers, wird der Einzelne für den Fortgang der Handlung gebraucht. Was aber kann Integration mehr sein als das Gefühl, zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort gestellt zu sein und in dem, was man tut, von seiner Umgebung anerkannt zu werden? Nicht mehr die Behinderung zählt, sondern einzig die authentische Erfüllung eines Auftrags.

Theater und Prostitution

Doch wir spielen nicht für uns allein. Alles was auf der Bühne geschieht, vollzieht sich vor Hunderten von Augen. Ein anderer Begriff kommt mir in den Sinn: Prostitution. Sich zur Schau stellen - das ist es, was wir alle tun, ob behindert oder nichtbehindert, wenn wir uns auf die Bretter wagen. Von Bertolt Brecht stammt der Satz, Theater sei mehr als Prostitution. Tatsächlich ist die Hingabe bei Prostituierten eine Frage des Geldes. Was hingegen mich und fast alle Kollegen, die ich kenne, auf die Bühne drängt, ist nicht der bloße Verdienst. Auf dem Theater zahlt man schlecht, wenn man nicht das Glück hat, an lukrativen Film- und Fernsehangeboten beteiligt zu sein. Ist es die Lust zur Selbstentblößung? Doch was stelle ich zur Schau? Das was ich bin, oder nur das, was man äußerlich von mir sieht? Ich bin mir des ungeheueren Risikos bewusst. Bei der Wahl einer Rolle lege ich größten Wert darauf, ausreichend Text zu haben, um nicht allein als exotische Staffage zu dienen. Allzu rasch ist sonst vom Missbrauch behinderter Menschen die Rede. Dennoch lässt sich das Bild der Freak-Show nicht gänzlich beiseite schieben. Schon die Bezeichnung „Schauspieler“ enthält die Idee der öffentlichen Selbstdarstellung. In früheren Jahrzehnten reisten Fahrende durch das Land. Sie zeigten dem gaffenden Publikum Monstrositäten

der Natur, siamesische Zwillinge, Menschen ohne Unterleib. Bin ich vielleicht nur ein überholtes Relikt jener vergangenen Zeiten? Ich wehre den Gedanken ab und kann mich doch nicht völlig von ihm befreien. Er enthält ein Stück Wahrheit, wenngleich nur einen Teil. „Seht her, ich bin's“, heißt es in Leoncavallos „Bajazzo“. Sehen mich die Menschen, die mir begegnen, tatsächlich so, wie ich bin? Wie will ich gesehen werden? Seit meiner Kindheit bemühte ich mich, meine äußere Erscheinung vergessen zu machen: möglichst wie ein Nichtbehinderter erscheinen, nur nicht mit geistig behinderten Krüppeln verwechselt werden! Und das Wunder geschah: irgendwann hatte ich meine Behinderung hinter mir gelassen. Die Leute sahen in mir in erster Linie einen Intellektuellen, dessen Intelligenz um so leuchtender strahlte, als sie in einem hilflosen Körper beheimatet war. Ein Bekannter drückte aus, was viele Beobachter dachten: „Der Junge ist Kopf, den Körper kannst du vergessen.“

Theater und die Ganzheit

So lange man kämpft, braucht man nicht zu denken. Doch eines Tages entdeckte ich mit Schrecken: Ich hatte gleich Peter Schlemiehl meinen Schatten verloren. Die Schauobjekte der vergangenen Jahrhunderte wurden nur mit ihrer äußeren Hülle wahrgenommen. Ich, umgekehrt, werde heute aus eigenem Dazutun um die Dimension meiner Körperlichkeit gebracht. Auch ein Mensch, der nur noch aus Vernunft und Denken besteht, ist ein Freak. Ein blasphemischer Vergleich drängt sich mir auf. Hätte Christus unser Erlöser werden können, wenn er uns nur als Geistwesen entgegen getreten wäre ohne menschlichen Leib, wenn er nicht durch Entblößung, Geißelung und Tod den Körper in seiner umfassendsten Dimension erfahren hätte? Ich kenne keine theatralischere Szene in den Evangelien als jene, da der verspottete Judenkönig einer johlenden Menge zur Schau gestellt wird. Ecce homo! Der Kreis schließt sich. Wir kehren zurück zum Bereich des Religiösen. Theater ist Geist, aber es ist auch physische Präsenz. Es ist die Aufforderung hinzusehen. „Seht her, das bin ich: ein Kopf, der denken kann, ein Mund der sprechen kann, ein Körper, der verwachsen, doch Teil einer Ganzheit ausmacht.“ Das Theater fügt zusammen, was Menschen in Jahren gekünstelten Umgangs miteinander auseinander dividiert haben. Warum gehe ich auf die Bühne? Es sind viele Motive, die sich überlappen, ergänzen, zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedlich stark in Erscheinung treten. Der wichtigste Beweggrund jedoch dürfte darin liegen, die Idee einer Einheit von Seele, Vernunft und Körper zu bezeugen, die in unseren Tagen immer mehr zu verkümmern droht.

Zusammenfassung

Warum geht ein schwerstbehinderter Mensch auf die Bühne? Das Theater gibt seinen Akteuren eine Freiheit, die sie sonst nirgends genießen. Sie können in Rollen schlüpfen, die ihnen in der Realität verschlossen bleiben; sie werden in eine Gemeinschaft integriert, die sie als gleichberechtigte, notwendige Partner betrachtet; sie entwickeln ein kreatives Potential, das nicht nur sie selber bereichert, sondern auch den Zuschauern neue Dimensionen eröffnet. Die wichtigste Erkenntnis aber ist, dass Theater wieder zu einer Ganzheit führt, die zusammen fügt, was zusammen gehört: Seele, Vernunft und Körper.

Juni 2007: Peter Radtke